Die Bärenwärter König und der Literat Dr. Bäri

Autor(en): **Koenig, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **30 (1968)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-244930

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DIE BÄRENWÄRTER KÖNIG UND DER LITERAT DR. BÄRI

Von Dr. jur. Emil Koenig

Dem Bernburgergeschlecht König* gehörte im 18. und 19. Jahrhundert auch eine Handwerkergeneration von Flach- und Glasmalern in Bern an. Aus ihr gingen der Landschafts- und Genremaler Franz Niklaus König (1765—1832) und sein als Porträtmaler vielversprechender, jung verstorbener Sohn Georg Rudolf (1790—1815) hervor. Das Flachmalergeschäft König, das sich im 19. Jahrhundert im «Frutiggarten» auf dem heutigen Areal des Kunstmuseums zum größten Unternehmen dieser Art in der Stadt Bern entwickelt hatte, ging in der vierten Generation in andere Hände über. Dies geschah, als 1874 sein letzter Inhaber, Friedrich Wilhelm König, Stadtrat und Kommandant des damaligen Stadtbataillons 55, zum Verwalter des Burgerspitals gewählt wurde. Mit ihm erlosch die Malergeneration König.

Sein Großvater David Samuel (1767—1847) und sein Vater Samuel Wilhelm (1804—1865) versahen neben ihrem Beruf als Flachmaler während Jahrzehnten das ihnen von den Stadtbehörden anvertraute Amt eines Bärenwärters, das im alten Bern als Ehrenamt galt. Von diesen beiden originellen Malermeistern soll einiges auf Grund einer zuverlässigen zeitgenössischen Quelle berichtet werden.

DER BÄRENSAMELI KÜNG UND SEINE ABENTEUER

Der Begründer des Malergeschäftes, der Flachmaler und Lackierer Emanuel König an der Postgasse in Bern, hatte aus seiner 1762 mit Maria Jaberg aus Oberdießbach geschlossenen Ehe die drei Söhne Franz Niklaus, geboren 1765, David Samuel, geboren 1767, und David Gottlieb, geboren 1770, den nachmaligen Notar und Stubenschreiber zu Schmieden. Von Samuel oder Sameli Küng, wie dieser Malermeister und Bärenwärter im Volksmund hieß, hinterließ Carl Howald, der ihn persönlich kannte, eine lebendige und ergötzliche Beschreibung. Sie ist im zweiten Band der «Stadtbrunnen Berns» (1846) enthalten. Diese umfangreichen Aufzeichnungen Howalds befinden sich auf der Burgerbibliothek Bern; sie erweisen sich für die Geschichte der beiden Bärenwärter König als ergiebige Quelle. Wo in dieser Darstellung Howald wörtlich zitiert wird, sind offensichtliche Fehler in der Schreibweise, die Howald bei seiner umfangreichen Arbeit unterlaufen sind, richtiggestellt worden.

Howald schildert den Sameli Küng als einen Mann, der eine schwere Zunge und einen nachlässigen Gang hatte und außerdem im Alter noch schwerhörig war.

* Vgl. die Arbeit «400 Jahre Bernburgerfamilie König» im Jahrgang 1967 dieser Zeitschrift, S. 1—10, 33—50, 92—109.

Vom künstlerischen Genius seines ältern Bruders, Franz Niklaus, haftete ihm nichts an. Dagegen war er als ein tüchtiger Flach- und Glasmaler bekannt und bekam daher die meisten Aufträge der Stadtverwaltung Bern, die in sein Fach einschlugen. Bei einem solchen Auftrag hat er sich einmal gründlich verrechnet. Howald berichtet darüber: «Unter anderem malte er auch das Zifferblatt am Zeitglockenturm, verrechnete sich jedoch im Devis in der Länge der Ziffern, die er, von unten aufwärts gesehen, für kleiner hielt, als sie waren. Da sie vergoldet werden mußten, wäre er zu Schaden gekommen, wenn nicht die Stadt-Baubehörde, wie billig war, ihm den Rechnungsfehler zu gut gehalten hätte.»

1794 hatte er sich mit Rosina Roder aus Bern verheiratet. Von seinen beiden Söhnen wurde der ältere, der 1799 geborene Friedrich Samuel, Zucker- und Pastetenbäcker im Rathausgäßlein in Bern, und der jüngere, Samuel Wilhelm, der 1804 auf die Welt kam, übte wie der Vater den Beruf eines Flach- und Glasmalers aus und betreute wie dieser mit gleicher Sorgfalt und Liebe die Bären der Vaterstadt. Nur nannte er sich «Bärenverwalter»!

Samuel König behielt, nachdem er das zu Ansehen gelangte Malergeschäft seinem Sohn Wilhelm übergeben hatte, das ihm von den städtischen Behörden anvertraute Bärenwärteramt bei. Täglich besorgte er die Fütterung der Tiere, bis er als Achtzigjähriger 1847 starb. Sie bedurften um so mehr der Pflege, weil die Ställe beim Aarbergertor feucht waren. Der große prächtige Mutz, von dem wir noch hören werden, litt wegen der Feuchtigkeit an Gliedersucht und erhielt angesichts seiner Lähmungserscheinungen 1845 vom 78jährigen Sämi den Gnadenschuß. Er wurde ausgestopft und gelangte ins Naturhistorische Museum.

Über eine nicht ungefährliche Begegnung, die der Sameli eines Tages mit dem gewaltigen Bärenmani hatte, berichtet Howald: «Wenn der Sameli zur Gittertüre der Bären kam, traten sie freundlich zu ihm und empfingen das Stücklein Zwiebeln oder den Apfel, den er regelmäßig für sie in der Tasche hatte. Einmal geschah es, daß aus Unvorsichtigkeit die Türe des Stalles, den man gereinigt hatte, während die Bären im Graben waren, offen gelassen, das heißt nicht mit dem Riegel geschlossen worden war. Als unser Sameli seinen lieben Pfleglingen einen Besuch abstatten wollte und die Treppe hinunterstieg, kam der große Mutz, der ihn kommen hörte, über die untersten Tritte die Treppe herauf und stellte sich an ihm auf, indem er ihm die Tatzen auf die Achseln legte und an ihm herumschnoberte. «Ja ja, Mani, du bisch e guete», sprach der Bärenvater gutmütig und furchtlos zu dem gewaltigen Tier, «ja ja, du muesch öppis ha», und mit diesen Worten langte er in die Tasche, um ein Stück Zwieback hervor zu holen. Sogleich ließ sich der Bär hinunter und streckte ihm die Nase schnobernd in die Tasche. Unser Sameli trat bis zur Tür des Bärenstalles hinunter und warf den Zwieback so, daß das Tier es sah, in den Stall. Der Mutz suchte gelassen das Bonbon am Boden auf, während der Erschrockene eilends die Türe zuzog und zuriegelte.»

«Ein anderes Mal», schreibt Howald, «spazierte der Bärenvater mit einem jungen, einige Monate alten Bären, den er an einer Kette hielt, auf der Schützenmatte und begegnete dem Verfasser dieses Buches, der sich über den seltsamen

Begleiter wunderte. Der Führer erzählte von seinem zottigen Jungen, als im Moment, da ein Hund sich näherte, der Bär Reißaus nehmen wollte, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß unser Sameli der Länge nach am Boden lag, jedoch die Kette, an welcher das Tier zerrte, zum Glück nicht aus der Hand ließ und lachend aufstand.» Ein andermal passierte folgendes: «Jemand fragte den Sameli, wie seine Frau lebe. Er meinte in seiner Übelhörigkeit, man wolle wissen, wie es ihm in seinem Berufe gehe. «Ach, nicht gut», sprach er, «es pfuscht mir alles drein!»

Der Bärenvater König gab auf Grund seiner 50jährigen Beobachtungen eines Tages dem Studenten und späteren Genfer Professor Karl Vogt ein Privatissimum, indem er den folgenden Satz aussprach: «Wenn die Bärin Junge wirft, und es sind *drei* Junge, so sind sie entweder alle drei Männchen oder Weibchen; wenn aber verschiedenen Geschlechts, so sind es immer zwei Männchen und ein Weibchen oder zwei Weibchen und ein Männchen.» Unser Bärenvater wird für seine Feststellungen über Bärenwürfe wohl kein halbes Jahrhundert gebraucht haben!

BÄRENVERWALTER UND POET WILHELM KÖNIG

Des Bärensami Sohn, der 1804 geborene *Samuel Wilhelm*, übernahm die Malerwerkstätte und setzte das Malermetier fort. Er hatte einige Mühe, bis er von der Regierung die Einwilligung erhielt, die Witwe seines Bruders, des Pastetenbäkkers, Sophie Johanna König, geborene Lauterburg, zu heiraten. Sie hatte im ersten Ehejahr 1826 ihren Gatten verloren und war kinderlos geblieben. Im Jahre 1833 kam dann ihre zweite Ehe mit Wilhelm zustande. In Karlsruhe und in Paris hatte er sich im Malerhandwerk weiter ausgebildet und erhielt daher von der Stadtbehörde zahlreiche Aufträge für Maler- und Gipserarbeiten an öffentlichen Gebäuden, Brunnen und Standbildern. Die von ihm ausgeführte Renovation der reparaturbedürftigen Gewölbedecke der Heiliggeistkirche wurde als ein wohlgelungenes Werk angesehen. Die Bemalung der Orgel und der Türen am Münster, die Auffrischung des Gerechtigkeits-, des Schützen- und des Kindlifresserbrunnens waren Spezialaufträge der städtischen Baubehörden, deren Ausführung ihm dem «entschieden conservativen Stadtberner» besonders am Herzen lag. Er besaß ein von seinem Vater ererbtes Haus an der Aarbergergasse, und seine geräumige Werkstätte befand sich an der Speichergasse. Er hatte neben seinen beruflichen auch literarische Interessen und veröffentlichte zuweilen im «Intelligenzblatt» der Stadt Bern seine Poetereien über allerlei Stadtneuigkeiten und hatte, wie sein berühmter Onkel Franz Niklaus, Freude am Militärdienst, in dem er es zum Infanteriehauptmann brachte. Er wird von Howald als «ein affabler, freundlicher, christlich gesinnter Mann» bezeichnet.

Nach dem Tod seines Vaters, der nebenamtlich die Bären während eines halben Jahrhunderts betreut hatte, wurde diese Obliegenheit Wilhelm König übertragen. Er hat sich nie Bärenwärter, sondern stets «Bärenverwalter» genannt. Lassen wir über die Art, wie er die ihm von der Obrigkeit anvertrauten Bären «ver-

waltet» hat, wiederum Carl Howald in den «Stadtbrunnen Berns» zu Worte kommen: «Als Bärenwärter nahm er sich seiner Pfleglinge treuer als mancher Vater seiner Kinder an. Bei Mißgeschicken seiner Mutzen war er außer sich, daß ihm der Schweiß aus der Stirne drang. Bei Bärengeburten machte er das Evenement dem Publikum sogleich bekannt.»

Seine Frau schenkte ihm vier Kinder, darunter den Sohn Friedrich Wilhelm, der das Malergeschäft weiterführte, und eine Tochter, die, wie der Chronist berichtet, «mit den jungen Bären, auch wenn sie Hundsgröße erlangt hatten, tändelte und sich von ihnen den Rock zerfetzen ließ, ohne es ihnen übel zu nehmen. So hieß es einmal von ihr: ‚La dauphine était en lambeaux!' (Die Kronprinzessin in Fetzen).» — Samuel Wilhelm König starb am 18. März 1865.

DER LITERAT WILHELM KÖNIG (Dr. Bäri) (1834—1891)

Das Geschlecht König weist im letzten Jahrhundert nicht nur zwei langjährige und originelle Betreuer der Wappentiere im alten Bärengraben in Bern auf, sondern auch noch den unter dem Pseudonym Dr. Bäri weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannten Literaten und Journalisten Wilhelm König. Geboren am 16. Februar 1834 als ältester Sohn des Fürsprechs Dr. Wilhelm König und der Cäcilia Rosina von Sinner war er unter den acht Kindern aus dieser Ehe das enfant terrible. Mit seinen wenn auch harmlosen Bubenstreichen bereitete er seinen Eltern manchen Verdruß. Da Ermahnungen wenig fruchteten, suchte man im Elternhaus und in der Schule den phantasiebegabten, unruhigen Jungen die Possen, wie es damals wohl verbreitete Sitte war, mit körperlichen Züchtigungen auszutreiben. Doch damit erreichte man bei Willi nur das Gegenteil. Man trieb ihn, der im Grunde ein weiches und liebebedürftiges Herz hatte, in eine Trotzstellung hinein. Nach einigen unstet in der Fremde verlebten Jahren kehrte er, vom Heimweh geplagt, wieder in die Vaterstadt zurück und fand hier seinen Beruf als Literat und Journalist. Später erhielt er eine Anstellung als Kanzlist beim Eidgenössischen Justizdepartement. 1866 verheiratete er sich mit Maria Margaretha Meier aus Freienstein (Kanton Zürich). Die kirchliche Trauung nahm sein jüngerer Bruder Gustav, damals Pfarrer in Grindelwald, vor, der ebenfalls ein Original war.

Als Fünfzigjähriger gab Wilhelm König, der mit seiner Familie im «Salzbüchsli» im Mattenhofquartier, wo jetzt das Gebäude des «Bund» steht, wohnte, seine vom Publikum und der Presse mit Vergnügen aufgenommenen humoristischen Schriften «Öppis us miner Jugedzyt» (1883) und «No öppis us der Jugedzyt» (1884) heraus, worin er in stadtbernischer Mundart seine Bubenstreiche mit Behagen schilderte. In einer 1885 erschienenen roten Broschüre «Öppis Anders» zeigt sich der Humorist als ein Bernburger, der an der «Burgerei», an Personen

und Institutionen im alten Burgertum, scharfe Kritik übte. Nicht eben sanft zieht er in seiner Schrift, auf deren Titelblatt ein keck ausschreitender, mit einem Schwert ausgerüsteter Bär zu sehen ist, gegen die Adelssucht eines Berner Patriziates neuern Datums zu Felde. Bekanntlich hat sich schon Friedrich der Große über das sogenannte Adelsdekret von 1783, mit welchem allen regimentsfähigen Burgern das Recht zur Führung des «von» zuerkannt wurde, mit dem Ausspruch mokiert: «Messieurs de Berne se sont déifiés!»

Mit seinen dreisten Attacken in einem oft derben Berndeutsch lud sich Dr. Bäri besonders in der Burgergemeinde, die er am liebsten mit der Einwohnergemeinde verschmolzen gesehen hätte, viele Widersacher auf den Hals. Josef Victor Widmann, der damalige Feuilletonredaktor am «Bund», sah denn auch voraus, daß die neue Broschüre des stadtbekannten Humoristen Dr. Bäri, der sich auf papierenen Münzen auch «Wilhelm — König von Bern» schreibe, in der Bundesstadt mehr Staub aufwerfen dürfte, als eine Staatskarosse auf sonniger Landstraße. Aber er fügt beschwichtigend hinzu, da Dr. Bäri «mit wirklich köstlicher Anschaulichkeit seine lustigen Figuren uns vor Augen bringt und das ganze Büchlein von Humor strotzt, müßte man schon einen von der Heilig-Geist-Kirche bis zum Bärengraben hinabreichenden Philisterzopf tragen, um diese etwas derben Späße mit dem feierlichen Ernste des Moralisten zu verurtheilen».

Gebräuche und Gestalten aus der Biedermeierzeit Berns

Anschaulich und farbig sind Dr. Bäris Schilderungen von Gebräuchen, die in seiner Jugendzeit in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts in Bern noch lebendig waren. So folgt in seinem «Öppis Anders» unmittelbar nach einer «Schuelnästete», das heißt einer Abrechnung mit dem damaligen bernischen Seminarbetrieb, der «Seminar-Schnällbleiki», ein köstlicher Bericht über «E Bettsunnete». Da wurde in Bern an einem schönen Tag in den Sommerferien das ganze Bettzeug mit Matrazen und Decken aus den Bürgerhäusern auf die nächstliegenden öffentlichen Plätze zum Bettsonnen geschafft. Das ging nach Dr. Bäri so zu: «We me de descheniert het gha (e so ume sächsi ume), mer hei d'sälbisch a der Postgaß unde gwohnt, hei d'Meitli d'Roßhaar- und Fäderematrazze, mir Buebe Kopfchüssi und d'Wolee ufe Rathuusplatz treit, die i der mittlere Stadt ufe Münsterplatz und ufe Chornhuusplatz, die wyter obe ufe Gasino- und ufe Weisehuusplatz und d'Spittelgäßler hei se uf d's Hundsmätteli treit, da wo ytze der Bahnhof so chüedumm zwüsche Burgerspittel und d'Heiliggeistchilche yne zwängt isch. Ja eigedlich viel Gschyds hei die gnädige Herre vo der Stadt i de letzte Jahre mysex nid viel gemacht. Dir gseht sälber, allbott stolperet me so über ne Kamelerei.» Für das Jungvolk wurde die «Bettsunnete» mit einer Zwischenverpflegung um 10 Uhr und dem Mittagessen im Freien zu einem Fest. «Sie hei-n-is de Härdöpfel- oder Batallie-Suppe geschickt, Eierdätsch und Salat derzue und das het üs de herrlich, prächtig dunkt. Wie hei mir da albe Alles ufbutzt.»

In «Alti Bärnerbrüüch», dem Schlußkapitel der Schrift, lebt Berns Kleinstadtherrlichkeit in bunten Farben auf. Da ist von den Krämern und Handwerkern die Rede, die in der guten Jahreszeit unter den Laubenbogen ihrer Wohnungen und Werkstätten zu ebener Erde «deschenierten». In den Gärten und Gärtlein, die es damals inmitten der Stadt gab, da die hintern Gassen noch nicht überbaut waren, wurden Gemüse, Beeren, Blumen und Obstbäume gepflanzt und viele Leute hielten sich noch einen Saustall. Bei schönem Wetter hat man im Garten auch das Mittag- und Abendessen eingenommen. In der hinteren Laube stand ein «Schäftli», worin das Eßgeschirr versorgt wurde, so daß man es nicht in das Haus schleppen mußte. Gestohlen wurde da selten etwas; es gab offenbar weniger Schelme als heutzutage. Dann läßt Dr. Bäri in seinen weitern Schilderungen allerlei Landleute aufmarschieren, die gaßauf gaßab ihre Handelswaren mit lauter Stimme ausrufen: «Früsche guete Geißechääs», «Anke, schöne früsche Anke, süeße, hungsüeße Anke, Aaanke!», «Foorne, Tüfelsschöni Foorne!», «Nämet, chauffet Kirsmues!» Sogar d'Beerimeiteli, nid öppe Källnerinne us em Muulbeeri, nei Meitli, wo sy ga Beeri zämeläse, hei de grüeft: «Beeeeri, schöni, schöni Ärdbeeri», oder «Himmbbi, schöni Himmbbbi». Man vernimmt ferner, daß der amtliche Ausrufer zuerst mit einer großen Kuhglocke auf einem offenen Platz oder an einem Brunnen läutete, um dann anzuzeigen: «Morn am Morge fahrt e lääri Gutsche vom Chronestübli dänn uf Thun.» Oder dann: «Hüt z'Mittag am Endlefi wärde underem Chornhuus e nigel-nagel-neue Tisch, sächs meh als gueti Sässel und no mängs versteigeret, wo jeder Huushaltig guet asteit.» Einmal mußte der «Usrüefer» Rauber den Willi König öffentlich ausrufen, weil er dem Kindermädchen in einem unbewachten Moment entlaufen war. Dr. Bäri bemerkt dazu: «Wär het mi du gfunde? D'Bäsefrau, wo der Mamma all Monet het Bäse bracht. Me het d's sälbisch neue viel meh Bäse bruucht so in ere Huushaltig, bi üs scho wäge de Ruete! All Ougeblick hets e Dotze bruucht.»

Die gemütvolle Biedermeierzeit von anno dazumal leuchtet besonders in den folgenden Jugenderinnerungen des Dr. Bäri auf: «Ame Morge, so umde siebne, wenn d'Buebe i d'Schuel gange sy, het me i de Loube, uf em Gasino-, uf em Weisehuusplatz und uf der Plattform no die alte Herre chönne im Nachtrock, in ere Türggechappe, i Pantoffle, dänket Ech im Nachtrock und Pantoffle, mit länge Pfyffe, Ullmerchöpf oder Meerschüüm, schwär mit Silber bschlage, gseh spaziere und ghöre dischgeriere. So bsinne-n-i mi ganz guet, wie albe der guet alt Pfaarer Bäy mit sym schöne brune Jagdhund isch i d'Münschterchilche cho. Dä isch ihm de dür d'Kilche nache gloffe und het sich de, wenn sy Herr prediget het, z'oberst uf der Chanzlestäge schön nider gleit. Kei Möntsch het sich dra gstoose. Was würde d'Lüt hüt zue so öppis säge! Uf der Plattform het me ame Morge der alt Herr Pfaarer Ludwig viel gseh sys Pfyffli im Nachtrock rauke. Dä isch de geng i der underste Allee spaziert. Das isch e große, schwäre, stattliche Ma gsy, het es schwarzes Sammetchäppi uffe gha und het e so rächt d's Ussäh vo me Münsterpaabst gha.»

Wilhelm König (Dr. Bäri)
1834—1891

Seine letzten besinnlichen Schriften, die der während acht Monaten von einem schweren Leiden befallene Dr. Bäri im Krankenbett «mit der Bleifeder», bedrückt von Sorge und Kummer, schrieb, «Öppis ufe Sylvester» (1885) und «Loset Öppis!» (1886) fanden ungeteilten Beifall. Im letztern Büchlein heißt es im Schlußwort: «Wenn Eine sälber z'ußerst usse isch gsi, nümme gwüßt het, wie wehre und Alles het ufgä gha, o gloubet mir, so het er, nametlich wenn er e so viel Wohlwolle und, i darf's wohl säge, so vil Hülf vo allne Syte gfunde het, wie ig's erfahre ha, i möcht fast säge es Bedürfniß, a syner no ermere Mitbürger z'dänke und da het er z'dänke gnueg ...» In seiner Besprechung schrieb der Gletscherpfarrer G. Strasser in Grindelwald in den «Alpenrosen»: «Dr. Bäri's ‚Loset Öppis' ist ein energischer Appell an die Barmherzigkeit der Vermöglichen zugunsten der Ohnmächtigen jeder Art. Es ist wahrhaft rührend, mit welchem Mitgefühl und Verständnis König für die Schwachen und Niedrigen, die Armen und Kranken plaidiert ... Es ist eine wahre Freude, wie der kranke Verfasser das Herz noch so gesund und auf dem rechten Fleck hat. Mit seinem Büchlein hat er für die Lösung der sozialen Frage tausendmal mehr geleistet, als jene großmauligen Wühlhuber mit ihren Umsturz- und Brandreden. Den Bedrängten helfen, daß sie sich selber helfen können, das ist der wahre Grundsatz. Freund Bäri, Dein Büchlein wird Dir manch stilles und lautes ‚vergelts Gott' einbringen. Meins hast Du auch.» Auf Wilhelm König kann man sich am Ende seines bewegten Lebens keinen würdigeren Nachruf denken.

Dr. Bäris letzter Streich

Der in die bernische Lokalgeschichte eingegangene lustige Streich, den Dr. Bäri anfangs März 1891 dem in der Bundesstadt unermüdlich agitierenden sozialistischen Arbeitersekretär Dr. Wassilieff spielte, trug sich an einer von diesem einberufenen Versammlung von Serviertöchtern zu, die der rote Agitator gewerkschaftlich organisieren wollte. Darüber konnte man im Berner «Intelligenzblatt» folgendes lesen:

«An dieser Versammlung, die am Mittwochabend (4. März 1891) stattgefunden hat, nahmen etwa 40 Kellnerinnen teil, alte und junge, schöne und häßliche, und mit besonderem Vergnügen mag Herr Wassilieff wahrgenommen haben, daß auch eine in landesübliches Kostüm gekleidete, flotte, wenn auch nicht gerade hübsche Bernerin erschienen war, als eine Vertreterin des den sozialistischen Bestrebungen nicht gerade günstig gesinnten ländlichen Elements. Der Vorsitzende eröffnete die Versammlung mit einer Anrede, in welcher er die Miseren der dienenden Klassen lebhaft schilderte und die Vorzüge genossenschaftlicher Vereine auseinandersetzte. Als er fertig war und mit dem eigentlichen Geschäft beginnen wollte, ergriff die obenerwähnte Bernerin das Wort und bemerkte, sie finde nicht viel Neues in dem von Dr. Wassilieff Vorgebrachten und glaube nicht, daß dasselbe genüge, um die Bildung einer besondern Organisation zu motivieren. Plötz-

lich veränderte die Rednerin ihre Stimme und fügte im Baßton hinzu, er, Dr. Bäri, habe bloß noch sagen wollen, daß er in diesem Kostüm erschienen sei, weil man ihm sonst den Zutritt verweigert hätte. Unter den Anwesenden entstand nach diesem Auftritt eine gewaltige Bewegung. Die Serviertöchter renkten sich fast die Hälse aus, um festzustellen, ob die kühne Berufskollegin wirklich niemand anders sei als der bekannte Spaßmacher von Bern. Der Vorsitzende forderte den Dr. Bäri auf, sogleich den Saal zu verlassen. Doch nun widersetzten sich die Kellnerinnen dem Ausschluß und nahmen unter schallendem Gelächter und Protesten energisch Partei für Dr. Bäri, der schon seit vielen Jahren für die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen eingetreten sei. Dr. Wassilieff blieb nichts anderes übrig, als die Versammlung aufzulösen, und man ging unter großer Heiterkeit auseinander.»

Aus dem Berner «Intelligenzblatt» vom 11. März 1891 erfuhr man noch, daß die Kellnerinnen nach der Aufhebung der Versammlung ihren lieben Dr. Bäri in den benachbarten «Goldenen Hahnen» begleiteten. Als sich dort eine große Masse von Gästen einfand, die den Dr. Bäri in seiner Tracht als Berner Meitschi sehen wollten, entwickelte sich in der Wirtschaft ein fröhliches Leben. Das benützte Dr. Bäri in seiner spontanen Art zu einer Tellersammlung zugunsten der Vereinskasse der Kellnerinnen. Er sagte zu den ihn umstehenden und neugierig betrachtenden Gästen: «Es isch der Bruuch, daß me i jeder Menaschery es Ytrittsgeld zahlt, und will Dir mi da wie nes frömds Thier chöme cho aglotze, so gäbet iitz o öppis!», stand auf und ging mit dem Teller herum, um nachher den Ertrag der Geldsammlung der Präsidentin der Kellnerinnen zu übergeben. Als am andern Tage bekannt wurde, wie blamabel die vom Agitator Wassilieff einberufene Kellnerinnen-Versammlung für ihn geendet hatte, lachte ganz Bern. Es hieß im Volk überall: «Das het der Dr. Bäri wieder einisch guet gmacht!» Es war sein letzter Triumph. Wenige Wochen später, am 29. März 1891, schied er in Brugg aus dem Leben.

Der Arzt

Niklaus Manuel: Der Arzt, aus dem 1516/19 gemalten Totentanz.
Nach der Aquarellkopie von Albrecht Kauw (1649) im Bernischen Historischen Museum. Der von Manuel dargestellte Arzt und Chronist Valerius Anshelm verkörpert in der bernischen Geschichte die Verbundenheit von Medizin und Historie.